

Infarktpatienten in der Klinik

Sind die Interventionisten außer Haus, sinkt die Mortalität

Der sicherste Ort, um einen Herzinfarkt zu bekommen, ist das Kongresszentrum einer Kardiologentagung – so lautet ein unter Herzspezialisten verbreiteter Scherz. Weniger lustig dürften sie die Ergebnisse einer aktuellen Studie finden.

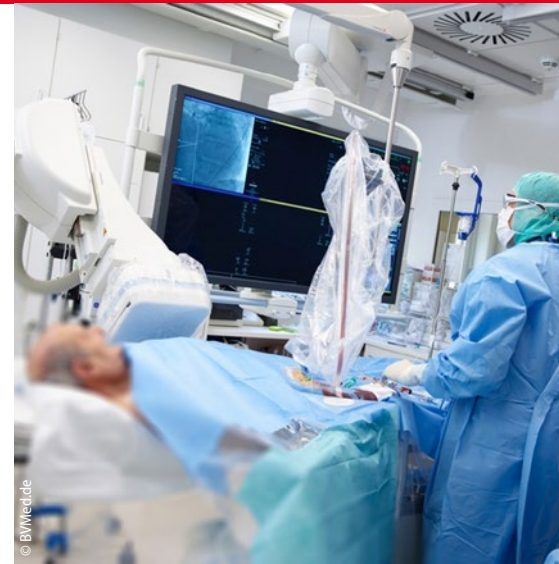
— In Abwesenheit der interventionell tätigen kardiologischen Koryphäen steigt die Mortalität von Infarktpatienten nämlich nicht etwa an, wie man vermuten könnte, sie sinkt vielmehr.

Ans Licht gebracht hat diese Erkenntnis ein Expertenteam von der Harvard Medical School in Boston. Die Forscher berechneten die 30-Tages-Sterblichkeit von 3.153 Patienten mit akutem Infarkt, die an Tagen stationär behandelt worden waren, an denen in den Jahren 2007–

2012 das Transcatheter Cardiovascular Therapeutics stattfand. Die Tagung gilt als weltweit größtes und wichtigstes Treffen interventionell tätiger Kardiologen. Die Mortalität verglichen die Autoren mit jener an identischen Wochentagen in den fünf Wochen vor und nach der Tagung (31.156 Patienten).

Die 30-Tages-Mortalität der Patienten zu Tagungszeiten lag signifikant niedriger als in der Zeit davor und danach. Die Sterblichkeit während der Tagung lag bei 15,4% verglichen mit 16,7% vor und nach dem Kongress. Die Rate von Infarktpatienten, die interventionell behandelt wurden, lag bei jeweils rund 30%.

Unterschiede gab es auch zwischen den Ärzten, die an der Tagung teilnahmen, und den an den Kliniken zurückgebliebenen Kollegen. Die Tagungsteil-



Klappt's im Katheterlabor besser ohne Chef?

nehmer hatten mehr Publikationen vorzuweisen, ihre Forschung wurde häufiger von den National Institutes of Health der USA unterstützt und sie hatten in Studien häufiger die Leitungsfunktion inne.

Fazit: Kein Infarktpatient muss befürchten, schlechter versorgt zu werden, nur weil die Katheterkoryphäen gerade aushäusig beschäftigt sind. ■ rb

▪ Jena AB et al. *J Am Heart Assoc.* 2018; 7: e008230

US-Studie

Persönlicher Bankrott lässt Sterberisiko steigen

Große finanzielle Verluste bringen nicht nur existenzielle Sorgen mit sich, sie kosten offenbar vielen Betroffenen das Leben.

— Lindsay R. Pool und ihr Team von der Northwestern University Feinberg School of Medicine haben 8.714 Personen jenseits der 50 über einen Zeitraum von 20 Jahren nachbeobachtet. Als „schockierende“ Vermögenseinbuße definierten die

Forscher einen Verlust des Haushaltsnettowerts um mindestens 75% innerhalb von zwei Jahren. Zwischen 1994 und 2014 waren davon 2.430 Teilnehmer betroffen, also etwa ein Viertel der gesamten Studienpopulation.

Sie verloren kurzfristig im Mittel einen Nettobetrag von rund 100.000 Dollar. Dieser Verlust ging im Vergleich zu einer Referenzgruppe ohne nennenswerte Einbu-

ßen mit einem 1,5-fach erhöhten Mortalitätsrisiko innerhalb von 20 Jahren einher.

Bezogen auf 1.000 Personenjahre betrug die Sterberate in der Kontrollgruppe 30,6, in der Gruppe mit dem Finanzdebakel dagegen 64,9 – damit war sie nur wenig niedriger als bei den Menschen, die schon zu Studienbeginn unter der Armutsgrenze lagen (73,4 Todesfälle/1.000 Personenjahre). ■ eo

▪ Pool LR et al. *JAMA* 2018;319 (13):1341–1350;

